

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 12

Artikel: Unnahbare Schönheit Schweiz
Autor: Pfenninger, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unnahbare Schönheit Schweiz

ihm eine ganze Anzahl Strassen zur Verfügung, um dorthin zu gelangen. Muss er aber weiterfahren, kann er die Stadt beliebig umgehen. Somit braucht er keine Expressstrassen, deren Bau und Landerwerb Milliarden verschlingen.

Zahlenspiel

Der erste Voranschlag für den Bau der Nationalstrassen begann mit 3,5 Milliarden. Als wir damals dem zuständigen Direktor erklärten, dass dieses nationale Bauwerk auf mindestens 10 bis 12 Milliarden zu stehen komme, wurden wir ganz tüchtig als Nichtswisser abgekantelt. Am 19. März 1965 musste aber der gleiche Herr die Baukosten mit 12,5 Milliarden bekennen, im gleichen Zeitpunkt sagte der Baudirektor des Kantons Waadt eine Gesamtschuld von 20 Milliarden voraus, und vor kurzem nannte eine prominente Tageszeitung auch die Summe von 19 Milliarden Franken, berechnet auf der Preisbasis von 1970, die bis zur Vollendung des Baues der Nationalstrassen auf mindestens 25 bis 30 Milliarden steigen wird. In Anbetracht dieser Situation gehen die Grossunternehmer im Bauwesen immer mehr dazu über, eidgenössische Parlamentarier und Regierungsräte in ihre Verwaltungsgremien aufzunehmen.

Die Leitlinie überfahren — kein Verschulden

Die Beratende Kommission betrachtet ihren Bericht als Leitlinie, die jederzeit überfahren werden kann, wenn beim Überholen keine Gefahrensituation gegeben ist. Diesen Bericht kann jeder Jurist oder Schweizer Bürger nach seinem Belieben und Gutfinden interpretieren. Auf der einen Seite hält die Kommission dem Bundesrat und den Kantonen eine sanfte Kapuzinerpredigt, und sie erteilt diesen zugleich auch die Absolution. Mit dem Dichter ist man versucht zu sagen:

«Hier steh' ich armer Tor
Und bin so klug als wie zuvor!»
Josef Erni

Was die Japaner zum «Lichtbaum», dem Wahrzeichen des Schweizer Pavillons an der Weltausstellung in Osaka, sagen.

Ich fragte den Polizisten, der vor dem Schweizer Pavillon Wache hält, wie ihm die „Strahlende Struktur“ gefalle. Dieser junge Mann hat täglich mehrere Stunden lang Gelegenheit, das weissglänzende baumförmige Bauwerk aus Stahl und Aluminium zu beschauen. Seine typisch japanische Antwort fiel kurz aus: «*tsumetai kanji*», sagte er, das heisst „ein kaltes Gefühl“. Nun ist der japanische Sommer unangenehm heiss, ein kühles Gefühl zu haben, wäre also durchaus wünschenswert. So hat es der Polizist aber nicht gemeint. Was er sagte, könnte man auch so formulieren: „Der Lichtbaum lässt mich kalt“.

Einem Techniker, der beim Bau der Expo mitgearbeitet hatte, stellte ich dieselbe Frage. Er meinte, die „Strahlende Struktur“ sei „kibishii“, das heisst „streng“. Seinem Empfinden nach ist das Glühbirnenlicht des Aluminiumbaums zu weiss, zu hart. Wäre es nach diesem Techniker gegangen, so hätte der „Hikarinoki“ (japanisch für „Lichtbaum“) indirektes Licht erhalten. Dadurch wäre ein Spiel von Licht und Schatten entstanden.

Die Japaner lieben an Kunstwerken das Unscharfe, das im Dunkeln Gelassene. Sie lieben Nuancen, feine Übergänge. Der „Hikarinoki“ mit seinen präzisen geometrischen Formen und seinem metallischen Glanz ist ein unjapanisches Gebilde.

Ein Fruchtbarkeitstempel

Ein Arbeiter bemerkte, der „Hikarinoki“ sei zu schön. Wie eine blendend schöne, eine vollendet schöne Frau, bei der sich die Männer nicht ganz zu Hause fühlen.

Ein Reporter fand den „Hikarinoki“ erotisch, und zwar wegen der auf Stielen sitzenden Glaskugelglühbirnen. Dieser Mann glaubt auf dem Aluminiumbaum 32 000 männliche Glieder zu erblicken. Seine Phanta-

sie ist gar nicht so ausgefallen: Der Phalluskult ist in der Kultur Japans tief verankert. Auf Friedhöfen und in buddhistischen Tempeln insbesondere gibt es heute noch zahllose hölzerne und steinerne Phallussymbole, die den gestielten Glühbirnen nicht unähnlich sehen.

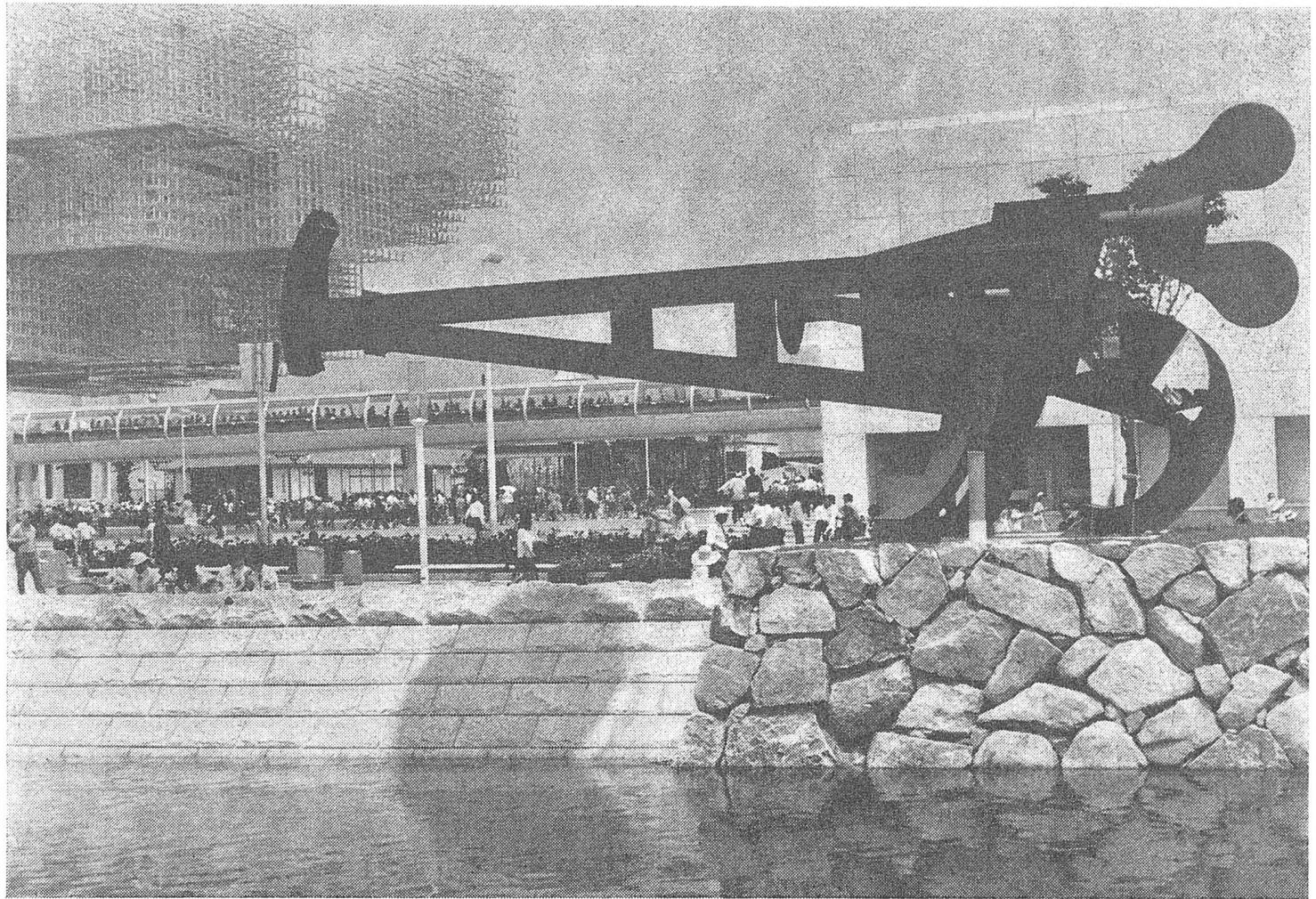
Die Japanerinnen begeistert

Das weibliche Geschlecht spendet dem „Hikarinoki“ uneingeschränktes Lob. «Er ist das Schönste auf der ganzen Expo», sagen mir viele Japanerinnen. Den Frauen gefällt das Helle, Klare, Festliche. Die Mädchen finden den Lichtbaum romantisch. Sie lassen sich mit ihm als Hintergrund photographieren.

Oase für Liebespaare und Schulklassen

Der „Hikarinoki“ steht auf einem etwas erhöhten Platz aus weisslichen Sandpolyesterplatten. Japanische Lehrer und Lehrerinnen nutzen die Weite dieses Ortes, indem sie hier ihre Klassen in Reih’ und Glied antreten lassen um festzustellen, wieviele Schüler auf dem Rundgang durch die Expo verlorengegangen sind. Liebespaare lieben es, hier zu lustwandeln. Das Leichte, Beschwingte der Schweizer Piazza entspricht ihrer Stimmung.

Zur Mittags- und Abendzeit rasten Scharen von Japanern auf dem sauber und sanft aussehenden Polyesterboden. Sie verzehren ihren mitgebrachten Imbiss. Für viele müde Expo-Wanderer ist die Schweizer Piazza eine Oase. Leider fehlt aber ein Brunnen mit Trinkwasser. Schade, das hätte man beim Planen nicht vergessen sollen. Nach westlichem Empfinden fehlen auch Sitzgelegenheiten. Doch die Japaner stört dies gar nicht, denn sie sitzen zum Essen gern auf dem Boden, sie sind es von zu Hause gewöhnt. Was sie schon eher stören könnte: Expo-Besucher aus westlichen Ländern wollen solche Picknick-Szenen photographieren. Dies mag oft dazu führen, dass Japaner sich plötzlich ihres Auf-dem-Boden-Sitzens schämen. Uns Europäern sind sol-



Bernhard Luginbühl's Eisenplastik «Spatzenkanone» ist auf den Hikarinoki, den Lichtbaum gerichtet.

che Reaktionen unverständlich. Wir bewundern das intime Verhältnis der Japaner zum Boden, ihr Unabhängigsein von Bänken und Stühlen. Viele Japaner aber meinen, es gehörte sich eigentlich nicht mehr, auf dem Boden zu sitzen.

Die auf der Schweizer Piazza promenierenden Westler fallen oft Autogrammjägern zum Opfer. Zuerst macht es einem Europäer oder Amerikaner Spass, einem japanischen Schulmädchen oder Jungen die Unterschrift in das hingestreckte Tagebuch zu kritzeln. Erfüllt er aber die Bitte auch nur eines Autogrammjägers, so sieht er sich im nächsten Moment von mehreren solchen Jägern umringt, und bald muss er feststellen, dass die Zahl der ihn Belagernden unaufhörlich zunimmt, ja dass sie ins Uferlose wächst.

Ein Würfelzucker vor einem Zuckerberg

Der Schweizer Pavillon steht am Oststrand der Piazza, ein weißer Quader. Die fensterlose Hauptfassade ist der Piazza zugekehrt. Von weitem erinnert mich der Pavillon an einen länglichen Würfelzucker vor einem Zuk-

kerberg. Direkt hinter unserem Pavillon erhebt sich nämlich der ebenfalls weiße, aber viel grössere Textil-Pavillon. Auf diesem Hintergrund gesehen wird der Schweizer Pavillon fast unsichtbar.

An der „Swiss Bar“

Der Pavillon enthält zur Hauptsache die Ausstellungshalle, ein Restaurant und die „Swiss Bar“. Die Bar liegt im Innersten des Gebäudes, ein Réduit für erschöpfte Schweizer Expo-Besucher, die genug haben. Sie ist weiß (mein erster optischer Eindruck: Spital!). Der Mann, der sie betreut, heißt Schwizer. Ich glaube aber nicht, dass Herr Schwizer wegen seines Namens für diesen Posten gewählt worden ist. Er ist ein Meister seines Faches. Kürzlich hat er den „Expo-Fizz“ kreiert. Dieser „Long Drink“ hat an der Weltausstellung bereits Schule gemacht. Er besteht aus Orangen-, Zitronen-, Grapefruit-Saft, Cointreau, Gin und Apricot Brandy. Ein erfrischendes Getränk, es sollte unter dem „Hikarinoki“ gratis zum Ausschank gelangen!

Ich traf an der „Swiss Bar“ einen Schweizer Seemann, dessen unter ni-

gerianischer Flagge fahrendes, zur Schweizer Hochseeflotte gehörendes Schiff zur Zeit im Hafen von Kobe liegt. Ich fragte ihn, wie ihm „die Schweiz an der Expo“ gefalle. Seine Antwort: «Der Baum ist grossartig, der kann sich sehen lassen, der schlägt alles. Aber unsere Ausstellung ist das Letzte, man sieht ja nichts von der Heimat, alles ist so abstrakt. Die Japaner möchten doch sicher sehen, wie wir leben. Ich bin wirklich enttäuscht.»

«Ist das alles von der Schweiz?»

Von der Bar aus kann man durch eine Glaswand in die Ausstellungshalle schauen. In ihr stehen 12 bis zum Dach hinaufragende Säulen. Sie sind transparent und enthalten Texte, Bilder, Ausstellungsgegenstände. Der Betrachter muss seinen Blick in schwindelnde Höhen hinaufklettern lassen, wenn er alles sehen will. Dies lässt dann in ihm vielleicht das Gefühl aufkommen, er befindet sich im Gebirge und schaue zu den Gipfeln empor. Ich weiß nicht, ob die Planer des Pavillons es so ausgedacht haben. Schade ist nur, dass die mei-

sten Besucher sich gar nicht erst die Mühe nehmen, das auf den Säulen Dargestellte wahrzunehmen. Sie irren nämlich zwischen den Säulen hin und her und suchen den Eingang zur „eigentlichen“ Ausstellung. Da sie diesen nicht finden können, weil es ihn nicht gibt, wenden sich zahlreiche unter den Besuchern schliesslich enttäuscht an eine der Hostessen mit der Frage: «Suisu kore dake?» was etwa heisst „Ist das alles von der Schweiz?“

Falsche Erwartungen

In einer Ecke der Ausstellungshalle gibt es ein (natürlich in Weiss gehaltenes) Informations-Desk. Dahinter sitzen charmante junge Schweizerinnen und Schweizer. Sie sind hier, um Auskunft zu geben, um Fragen zu beantworten. Nicht nur wissen sie über die Schweiz gut Bescheid, sie sprechen auch fliessend japanisch und sind mit japanischer Art vertraut. Die meisten Besucher unseres Pavillons haben aber leider gar nichts zu fragen. Das heisst, Fragen hätten sie vielleicht schon – die Japaner sind von Natur neugierig – doch sind sie aufs Fragenstellen nicht vorbereitet. Man geht nicht an die Expo um Fragen zu stellen, so wenig, wie man einen Jahrmarkt oder Rummelplatz besucht, um Belehrung zu empfangen. Man geht an die Weltausstellung, um sich etwas bieten zu lassen. Die meisten Pavillons tragen dem Rechnung, indem sie Unterhaltung, Reize, Attraktionen offerieren. Der Schweizer Pavillon stellt eine Ausnahme dar. Ob zu recht oder unrecht? Ich weiss es nicht.

Zu viel guter Geschmack?

Auffallend in unserem Pavillon ist das Fehlen jeglicher Folklore. Man wollte die Klischee-Vorstellungen von der Alpen- und Trachtenschweiz gründlich zerstören. Das war sicher richtig gedacht, ich meine aber, dass dann die Verpflichtung um so grösser gewesen wäre, ein lebendiges und ansprechendes Gegenbild zu zeigen. Statt dessen ist eine irgendwie blutleere Ausstellung zustande gekommen. Zu stilbewusste Gestalter haben sich

von zu viel gutem Geschmack leiten lassen. Das Resultat: „tsumetai kanji“ – „ein kaltes Gefühl“.

Ein gutbürgerliches Restaurant

Es gibt an der Expo an die 200 Gaststätten. Sie bieten ein herrliches Angebot von Delikatessen aus aller Welt. Meisterköche von allen Kontinenten kochen um die Wette. Manch ein Gourmand unter den Expo-Besuchern wünscht sich mehrere Mägen. Er käme dann um den Schmerz herum, zur Essenszeit zwischen den besten Restaurants wählen zu müssen.

Das „Swiss Restaurant“ steht hoch in der Gunst des Publikums. Hätte die Expo einen Grand Prix für gute Küche und Bewirtung zu vergeben, wer weiss, dieser würde vielleicht den Schweizern zufallen. Es soll sich längst herumgesprochen haben:

Japans Kronprinz Akihito, begleitet vom schweizerischen Generalkommissär Botschafter Max Tröndle, besucht den Schweizer Pavillon.



«Wenn du garantierst gut essen willst, so geh ins „Swiss Restaurant!“»

Ab und zu finden Touristen aus der Schweiz, die Preise im „Swiss Restaurant“ seien zu hoch. Ich glaube, dass kein japanischer Gast diese Meinung teilen würde. Das Tages-Menu inklusive Bier kommt auf ungefähr 1400 Yen, das sind rund 17 Franken, zu stehen. Jeder Japaner weiss, dass er für eine gleichwertige Mahlzeit in einem guten japanischen Restaurant das Doppelte auslegen muss.

Ich bin einmal schnell in die im Keller des Schweizer Pavillons untergebrachte Restaurantküche hinabgestiegen. Dort bot sich mir folgendes Bild: Ein japanischer und ein schweizerischer Koch waren daran, Seite an Seite zusammen ein Gericht zuzubereiten. Dazu sangen die Beiden ein fröhliches japanisches Lied, und – was ich besonders erheiternd fand – sie tanzten bei der Arbeit.

Hat sich das Ganze gelohnt?

Mit dieser Frage ist nicht nur der Beitrag der Schweiz, sondern die ganze Expo gemeint. Hat dieses Riesenunternehmen überhaupt einen Sinn?

Wenn man es nüchtern betrachtet, so muss man zugeben: die Weltausstellung von Osaka ist ein Jahrmarkt, eine Art internationale Kirchweih. Wie stellt man sich dazu? Ich für meinen Teil liebe Jahrmarkt und Kirchweih, und ich bedaure herzlich, dass sie mehr und mehr der Vergangenheit angehören. Was wir brauchen sind Jahrmärkte, Volksfeste (Völkerfest!) neuen Stils, die den Zauber ihrer Vorbilder enthalten. Die japanische Weltausstellung ist ein Versuch in dieser Richtung. Trotz vieler Mängel, die der Expo '70 anhaften, ist dieser Versuch gelungen.

Die Schweiz hat gut daran getan, sich kräftig zu beteiligen. Was hier zählt, ist das Mitmachen, das Mit-Dabeisein. Wie dies geschieht, ist gar nicht so wichtig. Doch wir dürfen uns freuen: Unser Lichtbaum trägt zur festlichen Atmosphäre bei.

Oskar Pfenninger